

Charles Linsmayer

«Der Dichter des Wallis, der Liebe und der Freiheit»

Maurice Chappaz wird achtzig Jahre alt.

Aus dem «Kleinen Bund» vom 9. November 1996

Als die Zeitschrift «Suisse romande» 1939 einen Novellen-Wettbewerb aus schrieb, gingen 153 Einsendungen ein. Die aus Jacques Chenevière, C.-F. Ramuz, Gustave Roud und Daniel Simond bestehende Jury sprach der Erzählung «Coupe du monde» von C.-F. Landry den ersten Preis zu und liess drei weitere als preiswürdig in der Zeitschrift abdrucken: «La Bouteille de Whisky» von Pierre Girard, «Passages» von G.-H. Blanc sowie «Un homme qui vivait couché sur un banc», die Arbeit eines gewissen «Pierre», der unbedingt anonym bleiben wollte.

Halb Erzählung, halb Prosagedicht handelt der Text von einem jungen Mann, der eines Tages in einem kleinen Dorf auftaucht und seinem Gehaben und seinem Verhalten nach absolut frei und unabhängig ist. «Leser, dieser er, das bin ich», heisst es dann von ihm. «Es ist so schön, dass ich mir entkommen bin.» Mit der Nacht, «unserer Königin», befasst sich der junge Mann, mit dem Essen, dem Trinken und dem Körper der Frauen, mit Dingen also, «nach denen man gut schläft». Wie im Titel vermeldet, tut er aber eigentlich nichts anderes, als auf einer Bank zu sitzen, und eines Tages wird er auch wieder weg sein: weitergewandert, dem Zentrum Frankreichs entgegen.

Zumindest zwei der Juroren wussten, dass dieser «Pierre» ein 23jähriger Walliser Jus-Student aus Lausanne war, der ausser Erzählungen auch Gedichte schrieb und Maurice Chappaz hiess. «Dieser Junge erschien mir sofort der Aufmerksamkeit wert», schrieb C.-F. Ramuz am 30. Juli 1939 Gustav Roud, «und die Gedichte, die sie mir geschickt haben, sind nur dazu angetan, mich in meiner Meinung zu bestärken.»

Zum Notar bestimmt

Für den Sohn des Advokaten und Notars Henri Chappaz (1888-1960) aus Martigny und von Amélie Troillet (1885-1952), Tochter einer alten Notablenfamilie des Val de Bagnes und Schwester des legendären Walliser Staatsrats Maurice Troillet (1880-1961), war die Ausbildung zum Rechtsanwalt und Notar, der er ab 1937 zwei Jahre in Lausanne und zwei Monate in Genf ohne sichtbaren Erfolg oblag, durch die Familientradition quasi vorgegeben. Auch wenn er, entflammt durch die Begegnung mit der wortgewaltigen lateinischen Liturgie und mit den Werken von Paul Eluard, Max Jacob und Ramuz, bereits als Schüler des

katholischen Collège von Saint-Maurice sein literarisches Talent entdeckt hatte und er sich bereits 1931/32, während eines Sprachlehriahrs im finster-gefängnisartigen Kollegium Schwyz, nur mit Schreiben vor dem drohenden Selbstmord hatte retten können . . .

Krieg als Befreiung

Die Entscheidung brachte, wie in so vielen Biographien aus jener Zeit, der Krieg. Mochte er anderen als Freiheitsberaubung erscheinen: Leutnant Maurice Chappez, dem unfreiwilligen Jus-Studenten, vermittelte der Aktivdienst ein Stück jener Freiheit und Sorglosigkeit, die er sich unter dem Pseudonym «Pierre» erträumt hatte. «Ich habe dieses rein physische Leben geliebt», erinnerte er sich 1977 im Selbstporträt «L'Apprentissage», «das Leben in Ahnungslosigkeit, in faktischer Verantwortungslosigkeit, die Autonomie einer vergessenen Truppenabteilung, den Bruch mit allem Gewohnten, jene gewisse Ordnung andererseits aber auch, die Ersetzung des Existenzkampfes durch rein formale Tätigkeiten, jenen eigenartigen Stillstand, kurz: den sogenannten Aktivdienst.»

Statt an die Uni zurückzugehen, zog sich der 25jährige im Frühling 1941 auf einen Bauernhof im waadtländischen Jorat zurück. In unmittelbarer Nähe seines Vorbilds Ramuz wollte er schreibend jenen literarischen Aufbruch mitvollziehen, der die durch dessen Romane geadelte literarische Landschaft ins Weite öffnen und als etwas Unverwechselbares in die französische Literatur einbringen sollte: unter dem Stichwort «Ramuzie» und in Gesellschaft von Catherine Colombe, Paul Budry, Jean-Paul Monnier, Jacques Chenevières und anderen.

Frau, Erde, Nacht

Drei «Körper» wollte er, so sein erklärtes Ziel, besingen: «die Frau, die Erde, die Nacht». Die Erde, die Landschaft, den Tag und die Nacht hat er, um das vorwegzunehmen, als ruheloser Nomade, Wanderer, Berggänger, Skifahrer - ja als Mineur beim Bau der Grande Dixence! - in Publikationen wie «Verdures de la Nuit» (1945), «Testamente du Haut-Rhône» (1953), «Tendres campagnes» (1966) u. a. immer wieder neu und immer wieder anders, tiefer, wortkarger, bildkräftiger beschrieben, ohne je der Heimattümelei, dem Chauvinismus oder einer unechten Sentimentalität zu verfallen. Der Liebe aber hat der ehemalige Klosterschüler, der die «Merveille de la Femme» schon als Ungeküsster in einem Gedicht gefeiert hatte, erstmals in «Les grandes journées de printemps» (1944) wirklich gerecht zu werden vermocht: in jener poetisch-hymnischen Prosa, die die Begegnung mit «Fifon», seiner nachmaligen Frau und dichterischen Gefährtin Corinna Bille, spiegelt.

Corinna und die Liebe

Chappaz war der 29jährigen Tochter des Malers Edmond Bille, einer blendend aussehenden, welterfahrenen Frau - sie war verheiratet, lebte aber von ihrem Mann getrennt und war zu jener Zeit mit Georges Borgeaud liiert - am 25. Januar 1942 in Glérolles erstmals begegnet. Der Coup de foudre muss ein gegenseitiger gewesen sein, auch wenn es nicht so ganz sicher ist, wer da nun dem Charme des anderen erlag. «Maurice Chappaz. Sofort spürte ich seine Zärtlichkeit und seine Unschuld», schrieb Corinna gleichentags in ihr 1992 auszugsweise in «Le Vrai Conte de ma vie» veröffentlichtes Tagebuch. «Der Akzent, auf den man mich vorbereitet hatte, der Mangel an Höflichkeit wogen kaum dagegen auf. Ich hörte ihm zu. Ich sah sein Profil, während er sprach, die langen schwarzen Wimpern, die lange Nase auch, zu lang und vorwitzig. Ich habe nie jemanden sich mit solcher Präzision ausdrücken hören. Keinerlei Zögern. Wie gehämmert. Ich wusste allerhand über ihn: die Geliebte von Paris, das Gänsemädchen, die verlassene Freundin, das Treiben auf den Kirchtürmen, die Prinzessin von Tripoli, Fauvette, seine Gedichte. Er hat meine Marionette auf die Knie genommen und sie liebkost. Als er auf dem Boden sass, vor der Fensteröffnung, habe ich sein Gesicht gut gesehen. Lächeln. Eine komische Asymmetrie. Die eine Braue höher als die andere, schwarze, ein wenig verkniffene Augen, die sich öffnen. Spitzbübisch und gut.»

Maurice Chappaz seinerseits erinnert sich im bereits erwähnten Text «L'Apprentissage» von 1977: «Ich hatte Charme in jenem Moment. Ich verführte sie. Sie war königlich. Ich hatte Phantasie, aber sie, sie besass etwas Phantastisches. Beide wollten wir das Absolute. Ich hatte Geschmack an der Wüste, sie den richtigen Sinn für Blumen und zahme Tiere. Im Frühling waren wir ein Paar.»

Am Anfang stand eine Fusswanderung den Flüssen entlang und durch die Wälder von Lausanne nach Yvonand, und von da an teilte Corinna Bille das ruhelo-se Wanderleben, jene «Folie ambulatoire», für die Chappaz bei seinen Freunden bekannt war. So wohnten sie zuerst in Geesch bei Raron, dann, vor allem im Sommer, in Chandolin, in einem der Chalets der Troillets bei Verbier oder bei Chappaz' Tanten in der alten Abtei von Châble, wo Maurice einen Teil seiner Kindheit verbracht hatte, schliesslich, ab 1950, in Fully, wo der ständig in Finanznöten steckende Dichter für seinen Onkel Maurice Troillet die Verwaltung eines Rebgruts übernahm. Die einzige Unterstützung im übrigen, die Chappaz von seinem vermögenden und einflussreichen Verwandten, der ihm zu allen möglichen Ämtern und Einkünften verhelfen wollte, akzeptierte. Immerhin hatten Maurice und Corinna, die ihre Verbindung 1947, nach Corinnas Scheidung, auch standesamtlich legalisiert hatten, inzwischen für Kinder der Jahrgänge 1944, 1948 und 1950 zu sorgen, und während Corinna, der 1944 mit «Theoda» ein schöner Erfolg gelungen war, unermüdlich weiterschrieb und ab 1951 Jahr um Jahr ein Buch veröffentlichte, publizierte Maurice Chappaz, sieht man von

Gelegenheitsarbeiten und Übersetzungen (Theokrit, 1951, Vergil, 1954) einmal ab, zwischen 1946 und 1960 nur ein einziges vollwertiges eigenes Buch: die 99 Seiten Poesie und Prosa des hymnisch-naturmystischen «Testament du Haut-Rhône» von 1953.

Jahre der Krise

In «L'Apprentissage» hat Chappaz für jene Jahre selbst das Wort «Krise» verwendet, und die Schwierigkeiten hingen wohl nicht nur mit dem Mangel an literarischem Stoff und künstlerischer Inspiration, sondern auch mit der zunächst so enthusiastisch begonnenen ehelichen Partnerschaft zusammen, deren stärkster Zusammenhalt, wie sich allmählich herausstellte, das Literarische, das Diskutieren und Pläneschmieden, und nicht das Erotische war. Chappaz spricht 1977 offen von Liebesabenteuern mit einer Lehrerin und einem Bauernmädchen in der Zeit um 1950, in «Le Vrai Conte de ma vie» sind auch auf Corinnas Seite gewisse anderweitige Beziehungen nicht verschwiegen, und der jüngst veröffentlichte Briefwechsel Maurice Chappaz/Gustav Roud hat die lange als Inbegriff einer romantischen Dichterliebe gehandelte Beziehung zwischen der schönen Corinna Bille und dem Frauenliebbling Maurice Chappaz - zumindest für diese frühe Phase - gründlich ihrer mystischen Aura beraubt. Die Ehe mit Corinna habe ihn in eine «schmutzige und quälende Langeweile versetzt», schrieb Chappaz Gustav Roud. Und: «Ich habe geheiratet und die Inspiration verloren.» Vielleicht werde er die Liebe, wie er sie kennenzulernen wünsche, überhaupt nie kennenlernen, jene Liebe nämlich, in der die Partnerin alles zugleich sei: «Dienerin, Dirne, Jungfrau, ein grosses, wildes Tier und gleichzeitig eine so intelligente, so zuverlässige Freundin».

So intim, so persönlich, so rückhaltlos wie dem literarischen Mentor Gustave Roud gegenüber gab sich Chappaz im Briefwechsel mit dem anderen wichtigen Gesprächspartner jener Jahre, mit Maurice Troillet, nicht preis. Dafür kommt im Gespräch mit dem Politiker, der für die Entwicklung des Kornspeichers Wallis eine ähnliche Rolle wie Hürlimanns Carleton für Amerika spielte, schon früh der sozial denkende, politisch argumentierende, fortschrittlich eingestellte Maurice Chappaz zur Darstellung, jener Gerechtigkeitsverfechter z. B., der lange vor dessen endgültiger Durchsetzung vehement für das Frauenstimmrecht eintrat, der Grüne avant la Lettre, der für die Erhaltung des Pfywalds und gegen die Vergrösserung von Schiessplätzen kämpfte.

1955, während eines Aufenthalts auf Sizilien, wo er einen neuen Stoff zu finden hoffte, erreichte Chappaz' künstlerische und persönliche Krise ihren Höhepunkt. Zwar sah er den Vulkan, die «Rhône aus Feuer», die aus dem Ätna herausbrach, aber er fühlte sich «zu schwach, um das Heilige aushalten zu können». Nach Hause zurückgekehrt, füllte er Heft um Heft mit sinnlosen Entwürfen, während er nachts von Albträumen heimgesucht wurde. «Corinna spürte die Leere, die

mich erfasste», heisst es in «L'Apprentissage». «Meine alltägliche, reale Gegenwart war mir missglückt. Ich hatte weder Vermögen noch etwas zum Leben, ja nicht einmal das Geld für den Zahnarzt . . . Die Welt entfernte sich von mir. Ich konnte die Dinge nicht mehr berühren. Ich war wie hinter Glas. Da riet mir ein Arzt zur Psychoanalyse, ich aber wählte die Grande Dixence.»

Die Grande Dixence

Eines Morgens begab sich Chappaz, inzwischen 39 Jahre alt, zu den Baracken in Chandoline bei Sitten und liess sich als Geometer-Gehilfe für das im Bau befindliche Stauwehr auf der Grande Dixence anwerben. Zwei Jahre verbrachte er im Innern des Berges, auf der Krone des Staudammes, auf den Terrassen, in den langen Gängen, durch die später das schwarze Wasser, jene künstliche «schwarze Rhone» fliessen und die Turbinen treiben sollte. Erlebte die sozialen Realitäten von unten, als einfacher Arbeiter, nahm an der Entstehung des gewaltigen Werks Anteil - und brachte, nach einer Inkubationszeit von zehn Jahren allerdings erst - die Kraft auf, in einem dem sozialistischen Realismus jener Jahre frappierend ähnlich sehenden Poem, dem «Chant de la Grande-Dixence», stellvertretend für die vielen, Namenlosen das Lied all dieser Anstrengungen, Kämpfe, Entbehrungen, Qualen und Triumphe zu schreiben. Mit jenem Satz mittendrin, der, auf die Arbeiter in dem dunklen Loch gemünzt, die ganze Tragweite von Chappaz' Mineur-Erlebnis offenbar macht: «Kultur bleibt ein Wort für Verräter, wenn es sich an diese nicht richtet.»

Todesbegegnungen

Bevor er das Dixence-Erlebnis umsetzen konnte, sah sich der Heimgekehrte in mehrfacher, aufwühlender Weise mit dem Tod konfrontiert und dadurch nicht nur innerlich gereift, sondern auch dem Wallis, seiner Geschichte und Gegenwart, nähergebracht. Dabei gingen ihm nicht etwa der Tod seines Vaters, der 1960 starb, oder derjenige seiner Schwester Marie-Therese (1959), sondern der Tod seines väterlichen Mentors Maurice Troillet (1961) und jener seines Schwiegervaters, des Malers Edmond Bille (1959), am nächsten. In dem einzigartigen Buch «La Veillée des Vikings» hat Chappaz Jahrzehnte später, 1990, das Sterben dieser beiden Männer, die ihn «durch den Erfolg ihrer irdischen Karriere, durch ihren Zugriff auf die Zeit» beeinflusst hatten, auf erschütternde Weise zur Darstellung gebracht.

Die Grand Dixence und der Tod - der ihn unter anderem auch zum Erben und Grundbesitzer gemacht hatte -, beendeten die Jahre der Krise, und zwischen 1960 und 1976 erschienen jene Bücher, die Chappaz über das Wallis und die Romandie hinaus bekanntmachten: als einen sprachmächtigen, phantasievollen Verteidiger des natürlich Gewachsenen, dem Menschen und der Natur Adäquaten gegen die zerstörerischen Auswüchse der Zivilisation und Technik.

Dichter des Wallis

Noch ganz poetisch, ja mit religiöser Inbrunst nahm, in einer einsamen Hütte über dem Aosta-Tal entstanden, «Le Valais au Gosier de Grive» («Das Wallis mit der Drosselkehle») 1960 das Land ins Visier. Ganz anders dann, realistischer, kraftvoller, pointierter das 1965 bei den «Cahiers de la Renaissance vaudoise» publizierte «Portrait des Valaisans en légende et en vérité»: das Buch, mit dem Chappaz nach eigenen Worten «die ganze Überlieferung eines Landes» neu aufleben lassen wollte, das Buch, in dem das Wallis «wie ein Meteor» erscheint, «der in die Gegenwart gestürzt ist», das Buch, das dem im gleichen Jahr erschienenen «Chant de la Grande-Dixence» auf irritierende Weise kontrapunktiert, indem hier die Technik, die dort in ihrer Wucht und Grösse besungen wird, zusammen mit der Hochkonjunktur, dem Tourismus und der Bauwut als «Wettlauf zum Fortschritt, als Katastrophe nach vorn» entlarvt und diskreditiert wird.

1968 folgte dann das Buch, das die Auseinandersetzung mit dem Wallis auf das Gebiet der Parabel, ja des imaginären Welttheaters verlagerte: «Le Match Valais-Judée», von Pierre Imhasly unter dem Titel «Rinder, Kinder und Propheten» kongenial ins Deutsche übertragen. Die katholische Kirche feiert in Sitten ihr 2000-Jahr-Jubiläum mit einem Wettkampf, bei dem Kardinal Schiner, die Heiligen Bernhard und Theodul, Georg Supersaxo, die Advokaten, Pfaffen und die armen Seelen des Wallis gegen die biblischen Propheten, Könige und Apostel kämpfen, bis das Ganze in eine barocke Fress- und Sauforgie übergeht. Gott, über die Disziplinlosigkeit ebenso entsetzt wie über die Zubetonierung der alten Walliser Kulturlandschaft, will das Ganze mit einer neuen Sintflut beenden, gibt den Wallisern aber nochmals eine Chance: Wenn es gelingt, den Teufel einzufangen, werden dem Land noch 1000 Jahre gewährt. Was nach einer phantastischen Jagd dann auch wirklich gelingt, denn am Ende wandert St. Bernhard mit dem gefesselten Teufel klammheimlich dem Süden zu.

Obwohl es an sprachlicher Verve, Erfindungsreichtum, Bildhaftigkeit und analytischer Schärfe von keinem späteren mehr erreicht worden ist, erreichte nicht dieses Fabelbuch, sondern das schmale, nur wenige kurze Prosagedichte und Momentaufnahmen umfassende Pamphlet «Les Maquereaux des cimes blanches» («Die Zuhälter des ewigen Schnees») von 1976 am meisten Aufsehen. Die Tirade gegen die «Wüstenstadt Sitten», die Baulöwen, Hotelspekulanten, Strassen-, Seilbahn- und Skiliftbauer, die zwei Rhone-Forellen den Satz in den Mund legt: «Um die Natur zu retten, muss der Mensch getötet werden», beschäftigte das Wallis monatelang und brachte Chappaz die wüstesten Injurien und Beleidigungen der Betroffenen, aber auch berührende Liebeserklärungen von Sympathisanten ein: Die Gymnasiasten von Saint-Maurice z. B. pinselten «Vivat Chappaz» an eine Felswand hoch über dem Rhonetal.

«Compagnons d'écriture»

Die gemeinsam ertragenen Angriffe, aber auch der Erfolg, den nun nicht nur Maurice Chappaz, sondern auch Corinna Bille vorzuweisen hatte - 1975 erhielt sie für «La Demoiselle sauvage» die Bourse de la Nouvelle der Académie Goncourt! - festigten das Band zwischen dem Dichter und der Erzählerin, die seit 1957 über den Weinbergen von Veyras ihr ständiges Domizil hatten, stärker denn je. Die Fixierung auf das Wallis, das ihm in seiner schnellen Veränderung mehr und mehr wie ein rätselhaftes indisches Hochtal erschien, liess nach, und allein und mit Corinna zusammen weitete er sein Nomadentum auf die ganze Welt aus. Lappland und Nepal lernte er in jenen Jahren kennen, Griechenland, China, das Tibet, und noch im Herbst 1979, zwei Monate vor ihrem Tod - sie starb am 24. Oktober 1979 im Spital von Sierre an Krebs -, reiste er mit Corinna zusammen nach Moskau und mit der Transsibirischen Eisenbahn nach Kabarowsk.

In jenen letzten Jahren waren Maurice und Corinna wirkliche «Schreibgefährten», «Compagnons d'écriture», die das Arbeiten, das Denken, das Phantasieren, ja das Träumen des jeweils andern wie ihr eigenes kannten. Was sich nach Corinna Billes Tod dann auf wundervolle Art und Weise bestätigte und bewährte, als Maurice Chappaz ein Jahrzehnt lang praktisch nur noch als Nachlassverwalter, Herausgeber und Propagator seiner toten Kameradin arbeitete. Mehr als 20 Bücher sind auf Chappaz' Veranlassung und dank seiner Editionsarbeit seit 1979 posthum von Corinna Bille erschienen. Bis auf drei Titel praktisch alles Erstveröffentlichungen wie z. B. der epochale Band «Le Vrai Conte de ma vie», den Christiane P. Markward mit Chappaz' Unterstützung zusammengestellt hat und der anhand von deren eigenen Texten Corinnas Leben auf eine durchaus radikale, unbeschönigte, auch den Ehemann nicht schonende Weise spiegelt. So uneigennützig und engagiert gab sich Chappaz der Arbeit am Werk der toten Gefährtin hin, welches er nicht nur editorisch, sondern auch archivarisch, durch die Übergabe an die Landesbibliothek, zu sichern suchte, dass er, in einem Interview mit dem «Journal de Genève» von 1989, ohne Übertreibung sagen konnte: «Unsere jeweiligen Werke vermischen sich ausserhalb von mir selbst keineswegs. In meinem Innern drin aber unterscheide ich nicht zwischen ihnen.»

Trauerarbeit

Die Jahre zwischen 1979 und 1989 waren für Chappaz nicht nur im Umgang mit dem Werk der Verstorbenen, sondern auch im Hinblick auf das eigene Schreiben Jahre der Trauerarbeit. Davon wird mit Sicherheit am umfassendsten das über 7000seitige «Journal» der Jahre 1981 bis 1988 zeugen, von dem in diesen Tagen ein erster, das Jahr 1984 wiedergebender Teildruck erscheint. Davon zeugen die erschütternde Schilderung «Octobre '79», die von Corinnas Tod berichtet, und das im gleichen Jahre 1986 erstmals publizierte «Livre de C.», in dem

Chappaz die tote Gefährtin, seine Beziehung zu ihr und den Schmerz über ihren Verlust - die Reue, sie zu wenig geliebt zu haben auch! - auf eine völlig unsentimentale, dichterisch grossartige Weise zum Ausdruck bringt: «Ich habe ein Menschenwesen gekannt, das sprühte so ungebrochen Schönheit, dass es seine eigene Versehrtheit wurde. Es reichte, dass ein blind Vorübergehender sie berührte, und jegliche Freude konnte sich in Schmerz auflösen. Durch Vergeben im Spiel zählte ihre Makellosigkeit nicht. Aber die Tiere, die Kinder und jene, die irgendwo vom Wahn gerüttelt waren, irrten sich nie: Heftig oder furchtsam, scheu und wild, die einen wie die andern ergaben sich ihr.»

Wieder offen für Neues

So bewunderungswürdig Chappaz' Einsatz für Corinnas nachgelassenes Werk, so bewegend seine Trauerarbeit ist: als in der Pose des unglücklich Zurückgelassenen Erstarren, als ewig Trauernden kann man sich den Dichter der «Grandes journées de Printemps» und des «Match Valais-Judée» nur schwer vorstellen. Er ist denn auch längst wieder in die Welt hinaus gezogen, bis hinauf nach Spitzbergen und, wie im Band «L'Océan» von 1990 literarisch dokumentiert ist, auf einem Frachtschiff bis nach Kanada und New York. In Michène, der Frankokanadierin, hat er dabei nochmals eine Gefährtin gefunden, die mit ihm zusammen die von Kindheit auf vertrauten dunklen Räume der alten Abtei von Châble bewohnt: eine stille, bescheidene ZuhörerIn, bäuerlich wirkend wie er, rührend um ihn besorgt, eine eloquente Gesprächspartnerin aber auch und, wenn es sein muss, ein streitbares Gegenüber. Und Corinna? «Man verrät einen Menschen, wenn man ihn vergisst», erklärte Chappaz 1993, ein Jahr nach der Hochzeit mit Michène, dem «kleinen Bund». «Ich aber bin noch immer getragen von all den Werken, die sie geschrieben hat. Aber man muss sich klar sein, dass das Schreiben als solches, welches Alter man auch immer hat, in Gang gehalten wird von diesem Motor der Sexualität. Man wird kraftlos an jenem Tag, an dem man die Sexualität verliert. Solange die Sexualität spielt, wandert die Feder über das Papier. Und mit Corinna verhält es sich so, dass ich noch fünfzehnmal heiraten könnte und sich nichts daran ändern würde, dass sie die grosse Liebe meines Lebens ist und bleibt.»

Der Altersstil

Wie in all den Jahren seit der Collège-Zeit in Saint-Maurice, als die Gabe des Worts über ihn kam, wandert Chappaz' Feder auch heute noch Tag für Tag über das Papier. Und, befreit von allen Zwängen der Form, des Ehrgeizes und der Rivalität, hat der Dichter, der am kommenden 21. Dezember seinen 80. Geburtstag feiern kann, zu einem vollkommen lockeren, ganz unpräzisen, Lyrik, Erzählung, Tagebuch und Essay vermischenden Spätstil gefunden, wie er in seiner poetischen Dichte, Tiefgründigkeit und sprachlichen Eleganz einzigartig sein dürfte in der Literatur unseres Landes und unserer Zeit. Das bereits erwähnte,

erst teilweise zugängliche «Journal» gehört da dazu, «L'Océan» von 1993, die Autobiographie «Le garçon qui croyait au paradis» von 1989, die Totenklagen «La veillée des Vikings» von 1990 und (für seinen besten, lebenslangen Freund geschrieben) «La mort s'est posée comme un oiseau» von 1993 sowie die zwei Bände «A rire et à mourir» von 1996, die Erzählungen, Parabeln, Skizzen und Gedichte zu einer vielgestaltigen, Satz für Satz, Wort für Wort unverwechselbar Chappazschen Seelenphysiognomie zusammenfassen.

«Crucifiez-le avec sa plume!» heisst da z. B. eine kurze Sequenz, und die acht Prosazeilen lauten, das Hin-undher-gerissen-Sein des Dichters zwischen Sinnlichkeit und Intellekt, Bauerntum und Kunst, Phantasie und Wirklichkeit tiefsinnig charakterisierend: «Quelle est cette idée de faire une oeuvre avec de l'encre! Personne n'écrit ainsi. Le chant vient du sang, sur les montagnes du coeur il coule et il arrose le monde. Il fait germer les pays, c'est lui qui procréé. Il envoie les pensées devenir des arbres, des oiseaux, saumons ou truites dans l'eau (comme dans les cascades spirituelles que tu essaies de remonter). Chaque signe a besoin d'une gouttelette de sang pour être manifeste.»

1941 hat Maurice Chappaz sich aufgemacht, den Weg des grossen Waadtländers weiterzugehen und auf seine Weise «Ramuzie» zu betreiben. Mit weithin strahlendem Erfolg, wie sich inzwischen zeigt, denn wie einst Ramuz ist es ihm auf überzeugende Weise gelungen, das Weite aus dem Engen herzuleiten, das Grosse im Kleinen vorzufinden, das Bäuerliche zum Bürger des Menschlichen, das Schriftstellersein zum Paradigma der Freiheit zu machen und gegen das Diktat von Paris jenseits aller Provinzialität unverwechselbar eigene Themen in einer unverwechselbar eigenen Sprache zu Literatur, zu grosser, ebenso zeitloser wie nervig-provozierender Literatur zu machen.